

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

304 (28.12.1899) Badisches Museum, Nr. 17

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.
Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 17.

— Erscheint zweimal wöchentlich. —

28. Dez. 1899.

„Goethe“ von Georg Wittowski.

Das innere Leben des Dichters tritt uns aus seinen Werken entgegen. Häufig genug können wir aus ihnen auch auf seine äußeren Verhältnisse schließen. Bei keinem mehr als bei Goethe, fest hängt seine ganze Persönlichkeit mit seiner Dichtung zusammen. So ist es im Grunde genommen unnötig, daß seit den Zeiten des Engländers Laves eine Biographie nach der andern das deutsche Volk darauf aufmerksam macht, was es eigentlich an seinem Goethe hat. So lange vor allem die deutsche Jugend treuen Sinnes die Gestalten des Götz und des Egmont zum Ideale sich wählt — und das wird philisterhafte Verständnislosigkeit niemals verhindern können — so lange wird sie auch den Schöpfer dieser Erscheinungen als ihr leuchtendes Vorbild in höchsten Ehren halten. Stürmische Begeisterung ist abhold einer Anhäufung einzelner Daten und Thatsachen, sie findet keinen Geschmack an den Inhaltsangaben der einzelnen Dichtungen, sie kann es nicht begreifen, wie mit dem Dichter des Werther der erste Naturforscher zu einer Person sich vereint. So wird selbst die beste Biographie, sei sie auch so vollständig als möglich gehalten, erst von dem Reiferen, dem Durchgebildeten zur Hand genommen werden, und auch dann nur gelegentlich, zu genauem Verständnis, wo der Dichter selbst unverständlich geblieben, noch seltener aber zur Einführung in die mehr oder weniger wichtigen Daten, an deren langgezogenem Spalier sich das Leben des Gewaltigen emporrauft. Immerhin muß es mit Freude begrüßt werden, wenn zu solchem Zweck ein Gelehrter wie Georg Wittowski in Leipzig sich entschließt, in kleinem Axiom das größte Leben zu schildern.

Wie sich Verdienst und Glück verhalten, wie äußere Verhältnisse mit den Vorgängen im Innern des großen Mannes sich verhalten und so dieses einzigartige Dasein zeigen, dies darzustellen hat sich der Verfasser zur Aufgabe gesetzt. So macht er uns in kurzer Einleitung mit der Familie und der Umgebung vertraut, in der Goethe aufwuchs, von den Zeiten im Elternhause, dem ersten Unterricht, der ersten dichterischen That wird knapp berichtet, und erst in Leipzig beginnt die Schilderung breiter, das Eingehen auf Persönlichkeiten genauer zu werden. Es ist ein großer Vorzug des Buches, daß es trotz des engen Rahmens, in dem der Verfasser arbeiten muß, von jedem, der auf Goethe Einfluß gehabt oder länger mit ihm in Berührung kam, genaueste Charakteristik giebt, oft nur in wenigen Worten. So ist es eine Literaturgeschichte im kleinen. Nunmehr wird auch den unter dem erwähnten Einfluß geschaffenen Werken erste Aufmerksamkeit geschenkt, ein jedes wird dem Inhalt nach kurz zergliedert. Strazburg nimmt den Dichter auf, Shakespeare beginnt seinem Schaffen ein völlig entgegengesetztes Gepräge zu geben. Der „Doktor“ Goethe kehrt nach Frankfurt zurück, Götz und Werther entstehen, Faust wird begonnen. Mit sicherer Hand weist Wittowski auf die eigenartige Behandlung dieses zur höchsten Vollendung geformten Stoffes hin. Die Schweizer Reise wird kurz gestreift, Stella und Egmonts Wesen auf wenigen Seiten erläutert. Im nächsten Abschnitt „Mannesjahre“ wird der ersten Weimarer Zeit in weitgehender Auseinandersetzung gedacht. In der Verbindung mit dem Herzog findet Goethe äußere Anerkennung und Ehren, während zugleich die herrlichste Freundschaft, die die zwei Männer an der Spitze der deutschen Geisteswelt in inniger Treue umschloß, auch in seinen Werken sich wieder spiegelt. Der Weimarer Hof, Frau v. Stein, treten in die Mitte, auch die naturwissenschaftlichen Forschungen müssen beachtet werden, Tasso wird vollendet, die italienische Reise führt den Dichter verjüngt zurück. Ob es richtig ist, im folgenden bei Erwähnung des Umstandes, daß Goethe sich mit Christiane vermählte, von einem bei ihm be-

stehenden „Haß“ auf den christlichen Glauben zu reden, und zwei Seiten später diese Eigenschaft nochmals ausdrücklich zu betonen, möchte ich dahingestellt sein lassen, keinesfalls haben die allerdings äußerst frei und spöttisch gehaltenen Briefe ein derartig scharfes Wort zum Inhalte. Warum Goethe die freie, geistvolle Form des positiven christlichen Glaubens nie kennen lernte, darüber läßt sich kein geringerer als Heinrich von Treitschke vernehmen (Deutsche Geschichte, II. 38.). Die Briefe, die Wittowski wohl zu seiner allzu scharfen Äußerung veranlaßten, sind an Herder gerichtet, auch sein Bild wird neben Wieland in der vorliegenden Biographie klar gezeichnet, aber nur durch die geistige Thätigkeit und Vermittlung des Verfassers, da die dem Buche beigegebenen Abbildungen fast in keiner Weise dem Text würdig zur Seite treten. In letzterem gelangen wir nunmehr zum letzten Abschnitt, der mit Schillers Tode beginnt. Während am Ende des vorhergehenden Schillers Persönlichkeit mit im Mittelpunkt der Darstellung steht, tritt jetzt Goethes Gestalt für sich allein in einsamer Größe in den Vordergrund. Immer neue Gebiete eröffnen sich seinem Blick, wie ein Eroberer betritt er sie und vertieft sie dem ungeheuren Reich seines Geistes ein, das von den hellen, milden Strahlen seiner Lebenssonne überflutet wird“ (S. 207). Unter diesen Gesichtspunkten schildert Wittowski die letzten 27 Jahre. Die naturwissenschaftlichen Studien nehmen großen Raum ein, Dichtung und Wahrheit, der Divan, die Perle der Goethe'schen Altersdichtung, werden genau vorgelegt. Hierauf bespricht der Verfasser das höchste, den zweiten Teil des „Faust“, und gipfelt in den unumstößlich richtigen Worten: „Keiner darf wagen, sich zu Goethe zu bekennen, der sein letztes Vermächtnis, den zweiten Teil des „Faust“, nicht in sich aufgenommen hat.“

Zu raschem Zuge hat Wittowski seine Arbeit durchgeführt, es verlohnt sich wohl, sie allein des trefflichen Stiles wegen zu lesen, der langweilige und doch nötige Einzelheiten rasch zusammenfaßt, um den Sinn niemals von dem erhabenen Gegenstand abzulenken. Bedauerlich sind allerdings gelegentliche sinnstörende Druckfehler, so bereits auf der zweiten Seite: „Er war zwanzig Jahre älter als Lessing!“ Reichlicher Bilderreichtum ist dem Buche beigegeben, leider in allzu reichem Maße, weniger wäre mehr gewesen. Gewiß ist es hochinteressant, eine große Anzahl eigenhändiger Goethe'scher Skizzen wiederholt zu sehen, auch können gelegentliche Abbildungen nur dazu beitragen, das Interesse zu erhöhen, wenn aber, wie Seite 220—230, neun große Köpfe dem Beschauer entgegenstarren, wird doch der Text in unwürdiger Weise beeinträchtigt.

Ob sich Wittowski's Biographie auch bei den sogenannten weiteren Kreisen, für die es offenbar bestimmt ist, einbürgert? Ich wage es zu hoffen und es ist dem Buch im Interesse besagter Kreise auf das entschiedenste zu wünschen. Daneben wird der ernstere Forscher gern wieder „Dichtung und Wahrheit“ zur Hand nehmen, vielleicht sich sogar entschließen, die herrlichen, leider zu wenig bekannten Worte nachzulesen, mit denen Treitschke im zweiten Band seiner deutschen Geschichte über die letzten Jahrzehnte unseres größten Dichters in Liebe und Bewunderung berichtet.
Germann Uebe.

Karl Helmerding bei Bismarck.

In Berlin starb, wie schon berichtet, am 19. d. M. der berühmte Berliner Komiker Karl Helmerding. Aus Anlaß seines Todes erinnert das „N. Journal“ an einen Artikel des Pariser „Figaro“ vom 22. Dezember 1874. In jener Nummer hat der Pariser Feuilletonist Perivier die schönste Stunde aus Helmerdings Leben geschildert — einen Besuch des Künstlers bei Bismarck. Perivier schreibt: „Es giebt in Berlin einen Mann, der beinahe ebenso populär wie Fürst Bismarck und ganz so wie letzterer die Freude und der Stolz Deutschlands ist. Es ist dies der große Schauspieler Helmerding, ein Talent ersten Ranges; er hat mich durch die Vollkommenheit seines Spiels entzückt. In einer Rolle in „Mein Leopold“ hat er die

*) Goethe von Georg Wittowski. Leipzig, Berlin und Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie.

verschiedensten Gefühle in mir erregt; ich habe aus vollem Herzen gelacht, und zum Schlusse hat er mir mit seinem ergreifenden Spiele Thränen erpreßt. Helmerding ist der Abgott der Berliner. In Berlin gewesen sein, ohne Helmerding gesehen zu haben, heißt in Rom gewesen sein, ohne den Papst zu sehen. An jenem Abend, als ich im Wallner-Theater war, an dem Helmerding seit 20 Jahren spielt, hatte ich das Vergnügen, diesen großen Künstler persönlich kennen zu lernen. Er erwieß mir die Ehre, nach der Vorstellung mit mir bei Müller zu souperieren. Hier erzählte Helmerding, daß er einmal von Bismarck zum Diner geladen worden sei. Wie dies geschehen, trug der berühmte Mime etwa wie folgt vor: „Sie müssen vorerst wissen, woher meine Beziehungen zu Bismarck datieren. Es war im Jahre 1864, während der Konfliktperiode, als Bismarck in einer Sitzung des Parlamentes heftig angegriffen wurde. Bismarck zog sich in das Ministerzimmer zurück. In dem Momente, als ein Redner mit sehr lauter Stimme gegen Bismarck loszog, öffnete dieser die Thür des Kabinetts und sagte mit unbeschreiblich verächtlichem Tone: „Der Herr Redner braucht sich nicht so anzustrengen; wir hören ihn ohnedies.“ Nächsten Abend kam Bismarck ins Theater, wo ich spielte. Er lachte aus vollem Herzen über ein Couplet, worin ich seine „Burschichtigkeit“ geißelte. Der Vorhang fiel, ein Beifallssturm erbrauste durchs Theater. Ich trat vor den Vorhang und sagte: „Sie brauchen sich nicht so anzustrengen, meine Herrschaften, wir hören Sie ohnedies.“ Dieses Extempore hatte einen kolossalen Erfolg. Bismarck selbst gratulierte mir und von daher datieren unsere Beziehungen. Einige Zeit darauf, während ich im Seebade weilte, erfuhr ich, daß Bismarck seine silberne Hochzeit feierte. Ich schickte ihm ein in Coupletform gehaltenes Gratulations-Telegramm. Er sprach in verbindlicher und doch humoristischer Weise seinen Dank aus. An jedem Neujahrstage schickte mir seit dieser Zeit Fürst Bismarck eine Gratulationskarte. Ich komme nun zu unserem Diner. Diese Ehre widerfuhr mir an einem Tage, wo ich sie am wenigsten erwartete. Es war um die Zeit der Dreikaiser-Jubiläumkunft. Da empfing ich plötzlich den Besuch des Barons Rosenbergs, welcher mir offiziell verkündete: „Ich bin vom Fürsten und von der Fürstin Bismarck beauftragt, Sie zum Diner zu laden.“ Die Einladung lautete auf denselben Tag, an welchem man den Kaiser von Oesterreich erwartete. Ich warf mich in Gala, nahm eine offene Droßke erster Klasse und rief dem Kutscher stolz zu: „Zum Fürsten Bismarck.“ Troßdem einige Straßen gesperrt waren, wurde mein Wagen dennoch nirgends aufgehalten. Zweifellos erkannte man mich überall. Ein Freund, der meinem Wagen begegnete, fragte mich, wohin ich fahre. „Zu Otto,“ sagte ich mit der unschuldigsten Miene der Welt. Wen aber sehe in diesem Augenblicke? Den Fürsten in einem offenen Wagen, welcher gerade die entgegengesetzte Richtung einschlägt. Beim Vorbeifahren grüßte er; ich danke, ohne jedoch zu lachen, wie ich sie versichern kann. Ich schaue, wie spät es ist: es fehlen nur einige Minuten zur Dinerstunde! Und mein Wirt läßt jetzt spazieren! Ich glaube, Baron Rosenbergs habe mich mystifiziert. Ich stieg aus, trank, um mich zu beruhigen, in einem Restaurant schnell eine Flasche Seltzerwasser und trug pünktlich wie ein König beim Fürsten Bismarck ein. Ich wurde in einen kleinen Salon geführt, wo sich einige Herren befanden, die über meine Ankunft erfreut schienen. Eine junge Dame kam mir mit aller Zuversicht entgegen und sagte zu mir: „Der Herr Helmerding, Papa ist in das Schloß zum Empfange des Kaisers von Oesterreich gerufen worden; er wird bald zurückkommen. Ich warte auf Mama, die etwas zu besorgen hatte.“ Unter den Anwesenden bemerkte ich den aus dem Arminprozeß bekannten Baron Holstein, den Baron Rosenbergs und den Grafen Herbert Bismarck. Auf dem Tische fiel mir eine Ordensdecoration auf, welche Fürst Bismarck heute von irgend einem Potentat erhalten haben sollte, wie man mir sagte. Es war dies ein sehr schöner großer Kranz mit Brillanten. Ich bewunderte noch dessen Ausstattung, als der Kanzler eintrat, die Anwesenden mit seiner gewöhnlichen Manier begrüßte, mir die Hand reichte und die Verpätung entschuldigte. „Man benutzt mich,“ sagte er, „wie einen Tafelauffatz. Der Kaiser von Oesterreich ist angekommen, da mußte man „Staat mit mir machen“. Nun können wir aber nach Belieben plaudern.“ Wir sprachen von allerlei, nur nicht von Politik, wie Sie mir glauben werden. Ob nun in der Zerstreung oder aus Befangenheit, gleichviel, mein Blick haftete auf dem Mobiliar, das ich nicht sonderlich reich fand. Er folgte meinen Augen und sagte: „Es ist hier nicht besonders luxuriös; aber das gehört dem Reiche und ich überlasse es meinem Nachfolger, sich besser zu möblieren. All diesen Kram, den Sie hier sehen, habe ich bei einer Auktion im französischen Gefandtschaftshotel gekauft.“ Während dessen kam die Fürstin. Das Diner wurde angekündigt, die Fürstin trat auf mich zu und eruchte mich, ihr den Arm zu geben. — Das habe ich großartig gemacht. Wir speisten einfach, aber ausgezeichnet. Die Fürstin räumte auf mein Wohl; der Verkehr war ungezwungen, man fühlte sich wie zu Hause. So gemüthlich ging es her, daß ich bei Beendigung des Diners vergaß, die Fürstin vom Tische zu führen — ein Fehler,

auf den sie mich in liebenswürdigster Weise aufmerksam machte. Dann brachte die Fürstin die lange Pfeife Bismarcks, alles nahm in Gruppen Platz, um den Erzählungen aus meinem Künstlerleben zu lauschen. Seit dieser Zeit, schloß Helmerding, vergeht keine Gelegenheit, ohne daß Fürst Bismarck sich meiner erinnerte. Ich habe also Recht, wenn ich jenen Tag zu den glücklichsten meines Lebens zähle.

Das Arbeitspensum der Münchener Kellnerin.*)

Schon in aller Frühe, um 5 Uhr, ist in den Bierwirtschaften „frischer Anstich“, da viele Arbeiter als erstes Frühstück schon Bier genießen. Die Kellnerin hat allerdings erst um 7 oder 7½ Uhr, längstens um 8 Uhr zu erscheinen. Das erste Geschäft ist das Herrichten der Tische, Reinigen der Gläser und Krüge, Einheften der Zeitungen u. s. w. Gegen 9 Uhr erscheinen die ersten Gäste. Von diesem Zeitpunkt ab bis gegen 11 Uhr entwickelt sich oft ein sehr lebhaftes Geschäft, der Frühshoppen, besonders auch in solchen Wirtschaften, wo in der Nähe Neubauten einen starken Verkehr von Arbeitern veranlassen. Das Frühshoppengegeschäfte, das die Kellnerin sehr ermüdet, ist kaum zu Ende, so sind die Vorbereitungen für das Mittagmahl zu treffen. Die Kellnerin hat die Tische vollständig zu decken, die Speisekarten zu schreiben — kurz alles herzurichten. Bei starkem Zuspruch von Gästen zum Mittagstisch veranlaßt das Herbeibringen von Speisen und Bier, das Entgegennehmen von Geld und Bestellungen, eine ein- bis dreistündige ununterbrochene anstrengende Arbeit, sodas die darauffolgenden Stunden des ruhigeren Geschäftsganges dringend notwendig sind, um physisch der Kellnerin den Dienst zu ermöglichen. Um 4 Uhr beginnt schon wieder ein lebhafterer Zuspruch von Gästen und zwischen 6 und 8 Uhr erreicht das Geschäft beim Abendessen abermals einen Höhepunkt. Die Kellnerin hat nach dem Abendessen oft kaum die Zeit, selbst etwas zu sich zu nehmen. Und auch ihr Mittagmahl hat sie erst gegen 2 oder 3 Uhr erhalten. In manchen Wirtschaften herrscht allerdings die empfehlenswerte Sitte, das Personal gegen 11 oder 11½ Uhr, ehe die Mittagsgäste sich einsfinden, zufrieden zu stellen. Vom Abendessen angefangen läuft der Dienst in jeder einigermaßen besuchten Wirtschaft bis nachts 12 oder 1 Uhr ohne Unterbrechung fort. Hundertmal wiederholt die Kellnerin den Gang in die Küche und in die Küche und zurück und todmüde verläßt sie nach Mitternacht das Lokal, um ihre oft weit davon entfernte Wohnung aufzusuchen. Vor Schluß des Geschäftes, noch in Gegenwart der Gäste, findet an einem Tisch in der Wirtschaft oder in der Küche die Abrechnung statt, die häufig in Zweifelsfällen eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Die Kellnerin hat in Münchener in allen Wirtschaften, mit Ausnahme der Restaurants und großen Etablissements, keine Kontrolle über das ihr Verabreichte. Lediglich das von der Köchin oder der Frau geführte Küchenbuch (auch Tafel!) gibt, nach häufig sehr problematischer Addition, Auskunft darüber, für welche Summe die Kellnerin haftbar ist. Mit der Schenke ist die Abrechnung einfacher, da hier das Biermarkensystem eingeführt ist. Die Summe der Biermarken läßt den Betrag deutlich erkennen. Differenzen sind hier, wenn nach Ansicht der Kellnerin die Köchin falsch aufgeschrieben oder falsch gerechnet hat, sehr häufig und erschweren den vielgeplagten Kellnerinnen den an und für sich nicht beneidenswerten Dienst. Der Vormittag und Nachmittag bieten, wie erwähnt, einige Ruhepausen, in denen sich das Mädchen von den Anstrengungen des Dienstes etwas erholen kann. Vielfach herrscht jedoch — in den kleineren Wirtschaften weniger als in den großen, die Unsitte vor, daß der Wirt, solange ein Gast im Lokal ist, den Kellnerinnen das Hinsetzen verbietet und dadurch zu den von Ärzten so tief beklagten Unterleibsleiden der Kellnerinnen mit Veranlassung giebt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß der Dienst nicht allein an die physische Kraft hohe Anforderungen stellt. Die Kellnerin soll auch jedem Gast ein gutes Wort geben, jedem, auch dem Zudringlichsten gegenüber, freundlich und höflich sein und die Gäste unterhalten. Sie ist darauf angewiesen, wenn sie ein gutes Geschäft machen will. Spät nachts sieht man die abgearbeiteten Gestalten todmüde ihr Lager aufsuchen. Nach einem sieben- bis achtstündigen Schlaf heißt es aufs neue, das Tagewerk zu beginnen. Diese Skizze, die den Dienst einer Kellnerin in einer gewöhnlichen Münchener Wirtschaft schildert, erleidet einige unwesentliche Veränderungen, wenn man die Verhältnisse der Cafés oder Cafés-Restaurants betrachtet. Dort ist der Dienst noch intensiver, noch aufreibender und schwieriger. Den Weg zu messen, den z. B. eine Kellnerin eines frequentierten Cafés vom Morgen bis Abend mit den schweren, gefüllten Kaffees und Milchkannen zurücklegt, wäre allein schon ein interessantes Problem, das auch den Physiologen beschäftigen könnte; es würden sich außerordentlich hohe Zahlen ergeben. Die Bedienung in den Kellern endlich, wo die Kellnerin

*) Wir entnehmen diese Schilderung dem kürzlich von uns besprochenen Buche „Das Wirtsgewerbe in München“. Eine wissenschaftliche und soziale Studie von Fritz Trefz, Doktor der Staatswirtschaft. (Stuttgart, Gotta).

auf dem in München fast überall aufgestellten Statives stundenlang die gefüllten Maßkrüge herbeitragen muß, gehört zu den schwersten physischen Arbeitsverrichtungen, die man einer weiblichen Person zumuten kann. Das Schuttkonto bietet deshalb, wie man bei eingehender Erkundigung häufig hören kann, einen Hauptposten in dem Ausgabebudget einer Kellnerin.

Verchiedenes.

Deutsche Bomben. Bei den Arbeiten, die zur Niederlegung der Befestigungswerke von Velfort in Angriff genommen worden sind, wurde eine große Zahl deutscher Geschosse, die seit der Beschließung von 1870/71 in die Erde gedrungen waren, zutage gefördert. Der Artilleriedienst, dem die alten Geschosse ausgeliefert wurden, hat mehrere derselben auseinandernehmen lassen; andere wurden Krepirungsversuchen unterzogen. Dabei wurde festgestellt, daß das deutsche Pulver seine explosive Kraft ungechwächt während der 29 Jahre bewahrt hat. Da die gefundenen Geschosse große Gefahren für das Publikum involvieren, hat der General Hagron den Maire von Velfort aufgefordert, den Einwohnern der Stadt zur Kenntnis zu bringen, daß sie keines dieser Geschosse behalten dürfen.

Eleonore Duse hinter den Kulissen. Einen Schauspieler hinter den Kulissen zu beobachten, hat nicht nur einen eigenen Reiz, sondern läßt uns auch einen Maßstab gewinnen, für den größeren oder geringeren Ernst, mit dem der Künstler seine Aufgabe erfaßt. Es gibt Mimen, die noch eine Stunde vor ihrem Auftreten über Tagesfragen plaudern, Säururen erzählen, lachen, selbst tanzen oder springen, und im Augenblick, da ihnen das Licht der Lampe in die Augen scheint, mit Blitzesschnelle das Gesicht in tragische Falten legen; dann wieder andere, die während des ganzen Abends nur in ihrer Rolle leben, mit niemandem verkehren und nur darauf bedacht sind, die größtmögliche Wirkung zu erzielen. Zu dieser letzten Gattung — so schreibt man der „N. fr. Pr.“ — zählt Eleonore Duse. Um 5 Uhr schon kommt sie in die Garderobe, schminkt und kleidet sich um, studiert ihre Rolle und betritt 10 Minuten vor 7 Uhr die Bühne. Bis zum Beginn der Vorstellung mußt sie das Arrangement der Bühne. Sie ändert an allen Ecken und Enden. Die Blumen auf dem Tische ordnet sie geschmackvoller als der Requisiteur es gethan, die zehn oder fünfzehn Polster, die auf den verschiedenen Divans herumliegen, vertauscht sie, um bessere Farbenwirkungen zu erzielen und die Toiletten der Damen zu heben, die auf diesen Divans sitzen werden; Stühle rückt sie mehr nach vorne oder nach rückwärts, und schließlich wipft sie einen müsternen Blick auf ihre Mitspielenden und giebt da und dort noch einen Wink. Der Vorhang taucht in die Höhe, und sie ist sofort in der Stimmung. . . Der Aktist zu Ende, sie wird gerufen und ist so erschöpft, daß sie sich an der Lehne eines Sophas festhalten muß, um sich verneigen zu können. Sie geht nicht, sie wankt in die Garderobe, um sich für den nächsten Akt umzukleiden. Da sie noch immer, oder richtiger, da sie immer krank ist und stark hustet, nimmt sie während des Zwischenaktes Emser Wasser und zwei oder drei Bonbons. Das erste Signal zum Wiederbeginn wird gegeben, und nun kommt sie auf die Scene und probiert mit dem einen oder dem anderen schwächeren Schauspieler eine Scene, die ihr bei der Vormittagsprobe noch nicht vollendet oder abgerundet genug gespielt schien. Sie probiert nicht bloß einmal, auch zwei und dreimal mit einem Ernst, daß sie fast zusammensinkt, und erst, wenn sie zufrieden, giebt sie das Zeichen zum Aufziehen des Vorhanges. Während das Publikum die Ursache des langen Zwischenaktes in einem „länglichen“ Toilettenwechsel sucht, ist die Künstlerin längst auf der Bühne und hält Scenenprobe. Dabei ist die Duse neidlos, sucht jedem Mitspielenden zu einer Wirkung zu verhelfen und sieht den vollen Erfolg nicht in ihrer Einzelleistung, sondern im Ensemble. Während beispielsweise Sarah Bernhardt stets darauf bedacht ist, daß sie im Vordergrund stehe und ihre Figur von keinem Partner verdeckt werde, tritt die Duse gar oft zurück, um der Kollegin oder dem Kollegen die bessere Position zu lassen. Um in Stimmung bleiben zu können, verlangt sie Totenstille hinter der Scene. Vom Theatermeister an bis zum letzten Arbeiter schleicht alles auf den Beinen, kein lautes Wort wird gesprochen, und giebt es eine Verwandlung, so wird sie mit größter Akkuratheit, aber lautlos durchgeführt. Es sei noch hervorgehoben, daß sich die Duse mit fabelhafter Schnelligkeit umkleidet. Während beispielsweise Sarah Bernhardt oft dreißig Minuten zu einem einzigen „Umzug“ braucht, ist die Duse in zehn Minuten fix und fertig. Selbstverständlich helfen ihr dabei zwei, auch drei Ankleiderinnen und die Friseurin, doch während diese das Kopshaar in Ordnung bringen, schminkt sich die Duse bereits. Wenn sie wenig Farben nimmt, ist sie doch eine Meisterin im Schminken. Mit ganz wenigen Strichen hat sie (im Raimund-Theater) in der Pause vom 3. zum 4. Akt des Dramas: „Die zweite Frau“ ihrem Gesichte einen solchen hypochondrischen Zug gegeben, daß das Publikum bei ihrem Erscheinen so erschrocken und erschüttert war, daß einzelne hervorragende Persönlichkeiten beim Requisiteur nachfragen ließen, ob der Künstlerin während des Zwischen-

aktes ein Unfall zugefallen sei. Nach Schluß der Vorstellung fühlt sich die Duse so erschöpft, daß sie nur eine Tasse Thee nehmen kann und dann sofort das Bett aufsuchen muß, das sie bis zum Mittag, oft sogar bis zum Abend des folgenden Tages nicht verläßt. Ihre Nerven sind nach jeder Rolle so erregt, daß sie mindestens zwei Tage brauchen, um wieder zur Ruhe zu kommen.

Weihnachtsfeier der Angeklagten im Luxembourg-Palaste. Man schreibt uns aus Paris, 26. Dez.: Die in den Zellen des Luxembourg-Palastes inhaftierten Angeklagten des Komplotzprozesses hatten an den Präsidenten des Staatsgerichts Herrn Fallières das Ersuchen gerichtet, ihnen eine gemeinschaftliche Weihnachtsfeier zu gestatten. Soweit konnte der Präsident indessen die Nachsicht nicht treiben; er gestattete nur ein gemeinsames Frühstück der Angeklagten in dem großen Saale des Luxembourg-Palastes am Montag. Bei diesem Bankette, dem Fallières präsiidierte, ging es recht ausgelassen zu. Die Tischkarte war von dem wegen seiner Unverschämtheit bekannt gewordenen jungen Antisemiten Caillly gezeichnet und stellte den Generalprokurator Bernard auf einer an zwei Galgen befestigten Schaukel sich hin und herschwingend dar. Natürlich wurden in den Tischreden und Gesprächen die „grausamen Verfolger“, die Mitglieder der Regierung, die des Staatsgerichts, die Parlamentarier u. s. w. scharf mitgenommen, was die Weihnachtsfeier dieser sicherlich nicht sonderlich beeinträchtigt hat. Man sang auch gemeinsame Spottlieder auf das Komplotz, sowie patriotische Lieder von baldiger Bernalmung der Verräter und vom bevorstehenden Triumphe der „wahren und wahren Franzosen.“ Wünsche stehen ja am Christfeste aller Welt frei.

Graf und Straßenseher. Einige der vornehmsten Mitglieder der exklusiven russischen Kolonie in Paris fanden sich vor kurzem bei einem Diner zusammen, das die für wenige Tage in der Ville Lumière weilende Prinzessin Juriewski, die morganzatische Gemahlin des Zaren Alexander II., ihren wenigen intimen Freunden gab. Beim Dessert fragte eine Nichte der Prinzessin Luise Trubetzkoi, des Geliebten der Pariser, die Gattin, aus welchem Grunde sie sich seit Jahren weigere, den Grafen Petrowitsch Wolodsko zu empfangen. „Er ist doch ein so distinguirter, schöner, geistreicher und liebenswürdiger Cavalier,“ fügte die reizende junge Dame hinzu. „Ah, diese Eigenschaften besitzt Wolodsko in der That,“ entgegnete Prinzessin Juriewski, „aber seine Abstammung — es ist unmöglich — ich kann ihn nicht empfangen, meine Liebe.“ „Ich weiß,“ gestand Komtesse Olga erötend, „mit seiner Herkunft hat es eine besondere Bewandnis. Er wollte mir auch alles erzählen, wenn ich vorher einwillige, ihn zu heiraten.“ „Thun Sie nur das nicht,“ rief die Prinzessin lachend, „Sie könnten es später bereuen.“ Aber,“ fuhr sie ernst werdend fort, „es ist unrecht von mir, den armen Petrowitsch zu verspotten. Er hat nichts Entehrendes gethan — auch seine Vorfahren nicht — doch ich sehe nicht ein, weshalb ich das Geheimnis seiner Abstammung nicht verraten soll. In Moskau kennt jedermann die Geschichte.“ Und die witzige, noch immer schöne Frau erzählte ihren gespannt lauschenden Gästen folgendes: Vor etwa 70 Jahren stand Zar Nikolaus I. eines Tages — es war schauerhaftes Regenwetter — an einem Fenster des Kreml in Moskau und sah gelangweilt auf die Straße. Einige Wujits beschäftigten sich damit, den Schmutz aus den Gassen zu kratzen und in kleine Karren zu schaufeln. Da fiel es dem Monarchen plötzlich ein, die Straßenscheimer zu sich kommen zu lassen. Halb tot vor Schreck und Furcht traten die vier Leute in ihrer unansehnlichen Kleidung vor den Zaren hin. Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen wandte sich dieser mit sehr freundlicher Miene zu ihnen und sagte lächelnd: „Meine Kinder, ich habe mich noch nie in meinem Leben so gelangweilt, wie gerade jetzt und ich dachte, ihr könntet mich vielleicht amüsieren.“ Dann steckte er seine Hände in die Taschen und holte Gold und Banknoten heraus. Er legte das Gold auf den Tisch und fuhr fort: „Das sind hier mindestens 5000 Rubel. Sie gehören demjenigen von euch, der es fertig bekommt, unbeweglich wie eine Statue eine ganze Stunde vor mir zu stehen. Ich zähle bis sechs und dann dürft ihr euch nicht mehr rühren.“ Die armen Wujits wurden bald blaß, bald rot bei ihren Bemühungen, sich still zu verhalten. Nach einer Viertelstunde sank einer von ihnen ohnmächtig zu Boden. Bald stieß ein anderer einen tiefen Seufzer aus und der dritte fiel auf die Knie nieder und flehte weinend um Erbarmen. Der Kaiser gab Befehl, die drei Schwachköpfe hinauszubefördern. Nun blieb nur noch Adam Wolodsko im Zimmer. Sein Gesicht hatte sich purpurn gefärbt, aber er zuckte nicht mit einem Muskel. Endlich bekam Nikolaus den Spasß satt und er sagte: „Dore, Adam Adamowitsch, dies soll keine Falle sein. Bewege kein Glied, aber erzähle mir eine kleine Geschichte, damit die Zeit schneller vergeht. Es fehlen noch zwanzig Minuten an der vollen Stunde.“ Wolodsko dachte eine Weile nach, dann begann er von einem höchst aufregenden Vorgang zu berichten. Er schilderte, wie ein durch einen verschneiten Wald wandernder Mann von Wölften angefallen wurde. Der Zar hing gerade an, sich für die Sache zu interessieren, als die Stimme des Erzählers ganz plötzlich zu versagen drohte. Nikolaus erkannte sofort die Ursache und gab dem Mann die Erlaubnis, seine Geschichte mit Worten zu begleiten. Im nächsten Augenblick war der Wujit wie umgewandelt. Mit blühenden Augen erzählte er weiter, den Kampf zwischen dem Liebes-

fallenen und seinen furchtbaren Angreifern mit kraftreichen Bewegungen illustrierend. Bald vergaß der Musil, in wessen Gegenwart er sich befand; er suchte mit den Armen in der Luft und sprang wie ein Tollhändler hin und her. Der Herrscher aller Neuen hielt sich die Seiten vor Lachen und als Wolodsko endlich wieder zur Besinnung kam, durfte er seine Taschen mit dem Gold und den Banknoten füllen und wurde dann in Gnaden entlassen. Dank der Sparsamkeit und der Klugheit des armen Straßensehlers hat das Gold reiche Jinsen getragen. Wolodsko Sohn trat in die Armee und empfing nach der Schlacht von Wlerna den Titel eines Grafen. Als Prinzessin Juriewski geendet hatte, erhob sich Komtesse Olga und erklärte den Anwesenden, daß sie nun nicht mehr zögern werde, Petrowitsch ihre Hand zu reichen. Es gäbe verschiedene Arten von Tapferkeit und in ihren Augen sei Adam Wolodsko ein Held.

Bücher und Zeitschriften.

In Nr. 11 d. J. d. 1849. Von G. W. A. Fidler. (Ganemanns Buchhandlung in Rastatt.) Als im Juli d. J. das neue Gymnasium in Mannheim eingeweiht wurde, gedachten wohl viele ehemaligen Schüler des alten Lycæums, die sich bei der Feier dort trafen, der alten Lehrer; nicht zuletzt wurde gewiß G. W. A. Fidler genannt, der an 20 Jahre in Mannheim thätig war. In Erinnerung der Schüler steht er als ein Mann von umfassenden geschichtlichen Kenntnissen, der durch einen allezeit schlagfertigen, gewählten Humor die Hörer überaus fachte. Bedenkliche Fächer war seine Sache nicht, ja er konnte oft die Dinge gegen lassen, wie sie eben gingen, aber lebhaft Schilderung, Anregung nach verdienstlichen Seiten, mit der er das Interesse zu fesseln verstand, haben doch ihre gute Wirkung getan. Diese Gabe der anziehenden Darstellung und den gelunden Reiz finden wir denn auch in der Schrift wieder, die in diesem Jahre zum zweiten Mal aufgelegt wurde. Fidler war während des Unglücksjahres 1849 am Rheum zu Rastatt und hatte als aufmerksamer Beobachter und gebildeter Mann Gelegenheit, die Ereignisse unmittelbar vor und während der Belagerung kennen zu lernen. Als Mitglied der Bürgerwehr kam er nicht selten in Berührung mit den in der Stellung maßgebenden Persönlichkeiten. Neben, aber treffende Charakteristiken derselben sind eingeschrieben, so von Ziedemann, Biedensfeld, u. a. auch von Fidler's Frau, dem Befehlshaber der Rastatter Bürgerwehr, der Rastatter, Urmacher, Witt, gewesen, und auf einige Tage zum Stabskommandanten ernannt wurde und mit möglicher Genauigkeit im Stabe Mikroskops in der Stellung umherirrte, von sich indessen bei einer Besprechung doch sagte: „Schauet hiegt, ich bin nur ein einseitiger Keel.“ Neben anderen hervorragenden Persönlichkeiten hatte Fidler auch Gelegenheit, im Gasthaus zur Post Mikroskops selbst näher zu beobachten, der vorübergehend in Rastatt erschien. Der Führer hatte sich über die Haltung seiner Kruppen nicht gerade anerkennend ausgesprochen, wenn er gelegentlich sagte: „ah ces gaillards, qu'on les chasse au feu, s'ils ne veulent pas marcher disant: „Es geht nicht.“ In seinem Amte hatte Fidler begreiflicherweise in diesen Tagen wenig zu thun, zeitweise hörte der Unterricht ganz auf. Einmal kam Fidler in das Gymnasium, fand aber in der Klasse statt der wenigen Schüler, die früher noch ausliefen, „wildfremde hässliche Gesichter“, Leute der Hanauer Schar. Ob sie die heisende Ironie verstanden haben, als der Professor meinte: sie würden wohl keine Lust haben, „de bello civili“ oder „de officio“ zu lesen. Neben den Einzelbeschreibungen erfahren wir aus Fidler's Schrift auch von der patriotischen Verirrung jener Tage, wie von dem den Abtrünnigen, von der bodenlosen Verheerung und der Unterwürfung der Disziplin, bis man endlich die Soldaten zum Treubruch verleitet. Wir sehen lebhaft vor uns die Kopplöcher und die unheimliche, aber auch die gemeine Gewinnsucht und den Blutdurst, nachdem einmal das Behaltliche im Menschen entseht war. Hilfreich hand neben so vielen wackeren Persönlichkeiten auch Fidler der unschuldigen Bevölkerung bei, die für die Thorheiten der Verblendeten und die Ausschreitungen der Zuchtlosen mitzubüßen hatte. Es war ein guter Griff der Verlagsbuchhandlung, daß sie diese Aufzeichnungen Fidler's zum fünfzigjährigen Gedenktage der Belagerung dem badischen Leser wieder geboten hat. Wer sich durch die gewissenlosen Schönfärbereien unserer Tage nicht täuschen lassen will, wer erkennen will, wohin ein Land geraten muß, wenn das Volk durch systematische Verpehung zum Aufruhr getrieben wird, wobei sich vielfach die wahren Urheber rechtzeitig aus dem Staube machen, der nehme Fidler's Schrift zur Hand und lese sie aufmerksam. Diese enthält nicht bloß Erinnerungen aus verflungenen Tagen, sondern Mahnungen für alle Zeiten.

Vom Fels zum Meer. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) In Heft 8 erschien der literarische Aufsatz: „Ein nachgelassenes Werk Luthers“, der von vier Goethe gewidmeten Allegorien des genannten Malers und Dichters begleitet wird. Den unterhaltenden Teil des Heftes, der Romane und Novellen von Adolf Wilbrandt, Wilhelmine v. Hillern und Anna Ritter aufweist, schmückt ein reicher Kranz von Bildern. Von den sonstigen Veröffentlichungen in den letzten Heften der Zeitschrift sei namentlich der von Eduard Fuchs verfasste Artikel „Aus meiner Napoleonsmappe“ hervorgehoben, eine Erinnerung zum hundertsten Gedenktage des 18. Brumaire (8. Nov. 1799). Dies Gedenkblatt befaßt sich mit dem Anteil, den die Satire in Bild und Wort an Napoleon I. genommen hat. Acht beigegebene und in Farbendruck ausgeführte Reproduktionen von Wilbrandt'schen Karikaturen zeigen den großen Korps bei seiner haatenumstürzlichen Thätigkeit. Außerdem verdient eine Artikelreihe über Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien“ von Dr. Hermann Dollmayr Beachtung.

Zeitschrift für bildende Kunst. Im Dezemberheft 1899 der „Zeitschrift für bildende Kunst“ (Verlag von G. A. Seemann, Leipzig und Berlin, Preis pro Semester 16 Mark) widmet Walter Genzel Antonie Schindler, dem edlen, feinfühligsten und zarten Künstler ein Gedenkblatt. Im folgenden Artikel des Heftes steht K. Boermann seine

Studien über Lucas Cranach fort, zu denen ihm die Dresdener Ausstellung des Jahres Veranlassung gegeben hat. Christian Scherer, der das wenig bearbeitete Gebiet der Eisenbeimischungen zu seiner Domäne gemacht hat, weist mit ziemlicher Sicherheit Balthasar Permoser als den Urheber eines herrlichen Kreuziges nach, das eine Fierde des Braunschweiger Museums bildet, und ebenedem dem Michelangelo und Benvenuto Cellini zugeschrieben wurde, bis Scherer mit sicherem Blick es bestimmte. Im Kunstgewerbeblatt berichtet Dr. Fr. Winfas über die originelle Ausstattung von Zeugdrucken im österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien. Wie sehr das Kunstgewerbeblatt bemüht ist, alter und neuer Richtung gleichermaßen gerecht zu werden, sehen wir aus der Besprechung und Abbildung zweier innerlich grundverschiedener Zimmer-Ausstattungen. Der Minister-Sitzungsaal im preussischen Landtagsgebäude wurde von Schülern des Berliner Kunstgewerbemuseums mit ertaunder Sorgfalt und Eleganz, aber ganz nach „alten Mustern“ ausgeführt; das bekannte Niernersche Museum der letzten Dresdener Ausstellung sagt sich dagegen von aller überlieferter Form los. Reichhaltig wie die literarischen Beiträge ist auch die Illustration. Besonders sei die Originalradierung von P. Hey-München und die überaus gelungene Lithographie nach Strauss Delbild „Hoffnungslos“ hervorgehoben.

Volkswirtschaftliche Studien in Russland von Professor v. Schulze-Gävernitz. (Leipzig 1899. Duncker und Humblot) 618 S. Wie kaum ein anderes ist das vorliegende Buch dem deutschen Bedürfnis nach genauerer Kunde über Russland auf den Leib geschrieben. Der Verfasser geht von der heute vorherrschenden Meinung aus, daß ein Gegensatz deutscher und russischer Interessen nicht besteht, daß die russischen Weltwirtschaftspläne ausschließlich nach Osten gerichtet seien und daß von uns, da wir mit der Konkurrenz Englands und den Gefahren anglo-britischer Omnipotenz zu rechnen hätten, gegen diese Pläne wesentliches nicht einzuwenden ist. Ebenso nachdrücklich schließt Herr v. S. G. sich den wiederbreiteten Anschauungen von der großen wirtschaftlichen Zukunft Russlands und der Kasamkeit eines derartigen von deutscher Seite geleiteten Vorstoßes, bezw. der Investierung deutscher Kapitalien in russischen Unternehmungen an. Dem entsprechend werden die „Vorteile“ neuerer russischer Entwürfe in den Vordergrund gestellt und weitgehende Forderungen auf allmähliche Befreiung der russischen Landwirtschaft, steigende Durchführung der Wohnungsreform u. s. w. zum Ausdruck gebracht und bündige Versicherungen dafür beigebracht, daß der Deutschen und Fremden das der russischen Nationalen sich überlebt und unbefangenen Anschauungen Platz gemacht habe. Die darauf bezüglichen Ausführungen nehmen sich umso wirkungsvoller aus, als sie zu einem Teil auf genaue Bekanntschaft mit der neueren volkswirtschaftlichen Literatur, zum anderen Teil auf direkt und persönlich gewonnene Anschauungen des Verfassers gegründet sind. Von politischen Dingen ist nur beiläufig und nur innerhalb gewisser Grenzen die Rede, von russischen Einrichtungen, die dem Europäer ein Anstoß sind, erwähnt der Verfasser nur ein, die Unfreiheit der Presse, — von der eigentlichen Beschaffenheit des russischen Beamtenums, von der Intoleranz in kirchlichen Dingen, — der Feindseligkeit gegen die protestantischen und katholischen Grenzprovinzen ist ebenso wenig die Rede, wie von der verheerenden Wirkung der Völlerer, der in Schriften über das Jarenrecht (sonst besondere Abschnitte gewidmet zu werden pflegen. „Wenn den Engländer an der russischen Grenze der böse Blick des Kosaken schreckt, so trinkt der Deutsche mit ihm ein Schnäpchen und fühlt sich auf russischem Boden heimisch, da ihm gerade manche unerfreuliche Seiten des russischen Lebens aus der Heimat her nicht unbekannt sind“ (a. a. O. p. 612). Für Leser von gleich glücklicher Vorurteilsfreiheit und Weitherzigkeit der Anschauungen wird es weiterer Ermahnungen über die Geschichte des russischen Wirtschaftslebens bedürfen, aber auch diejenigen finden, die von anderen Voraussetzungen ausgehen und mit der Literatur über Russland genaugam bekannt sind, um zu wissen, daß der Verfasser — trotz seiner anerkennenswerten Belesenheit — nur einen Teil derselben zu Hilfe genommen und dabei alles, bezw. vieles vermieden hat, was seinen und seiner Leser guten Glauben an die Erproblichkeit der Zukunft Russlands fören könnte.

„Zittelmann, d. Unter ägyptischer Sonne“, Roman aus dem modernen Aegypten. (Berlin, Karl Dunder.) G. W. De la Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Von Rudolf Wismar. (Karlsruhe, D. Lang.) — van Dordt, Paul Krüger und die Entstehung der Sudafrikanischen Republik. 15 Hefen, 4 1/2 M. Eisenbahn. (Verlag von G. W. De la Roche.) — Im Jahre 1870 an der Eisenbahn. (Verlag von G. W. De la Roche.) Preis 80 Pf. (Heidelberg, J. Hörning.) — Waldstein, weitere Bilder aus der Opernwelt. Broch. 2 M. (Ghemmitz, B. Richter.) — Fünfzehn Lieder für eine miltäre Singstimme mit Begleitung des Klaviers, komponiert von Albert Fuchs. 3 Hefte, je 3 M. Preis für jedes Heft 1 M. Heft 1. (Leipzig, J. Neuberger.)

Im Namen des Königs. Schauspiel in 5 Akten. Von Franz Woas. (Verlag der „Welt“ in Wiesbaden. Für den Buchhandel: G. Knobloch in Leipzig.) — Bericht über die 52. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung. (Leipzig, Selbstverlag.) — Deutsche Kunst-Decorations. (Verlag Alex. Koch, Darmstadt.) 3. Jahrg. Heft 4.

Lebenserinnerungen von Agnes Wallner, herausgegeben von Hans Blum. Preis geb. 3 M., geb. 4 M. (Berlin, Otto Glesner.) — Eisenbahn-Verkehrsordnung vom 26. October 1899. Gültig vom 1. Januar 1900 ab. Im Reichs-Eisenbahn-Amt durchgesehene Ausgabe. (Berlin, Julius Springer.) — Raper, Ph. Otto (Stabsauditeur). Der Offizier als Organ des Militärs. (Straßburg, J. Neuberger.) 1899 zum Militär-Wochenblatt 1899. 60 Pf. (Berlin, G. S. Müller u. Sohn.)